

„... die Gottes Gnade fanden zu guter Letzt“ – eine theologische Lektüre des Romans „Houwelandt“ von John von Düffel

Disgrace – „...die aus der Gnade gestürzt sind“

„Disgrace“, wörtlich „Un-Gnade“, heißt ein Roman des südafrikanischen Literaturnobelpreisträgers J.M. Coetzee, der auf Deutsch unter dem Titel „Schande“ vorliegt. Regina Ammicht-Quinn hat in ihrem Vortrag zum Würzburger Symposium „Theologie und Literatur“ diesen bestürzenden Roman über Menschen in Südafrika nach dem Ende der Apartheid als Ethikerin interpretiert und den Titel so gedeutet: „’Disgrace’ ist ein Zustand der Menschen und der Menschenwelt. Menschen und Welt sind aus der Gnade gefallen... Der Schrecken angesichts des Zustands der Menschen und der Menschenwelt aber ist ein Maß für die Größe der Abwesenheit nicht nur der humanistischen Werte, sondern der Gnade.“¹

Die Abwesenheit von Gnade, literarisch beschrieben, kann die Sehnsucht nach der Möglichkeit von „Gnade“ überhaupt wach halten, so Ammicht-Quinn. Sie schlägt als Arbeitsdefinition für den komplexen Begriff Gnade vor: „Gnade, grace, ist es, die in der postreligiösen Welt zur Chiffre für das Verlorene wird. Dabei ist Gnade nicht ein theologisches, sondern ein zurückgenommenes, vorsichtiges anthropologisches Wort: ‚Gnade‘ als das Bewusstsein dessen, dass etwas gut sein und gut werden könnte. ‚Disgrace‘ ist die Abwesenheit des Bewusstseins dessen, dass etwas gut sein und gut werden könnte.“²

Definiert man mit Ammicht-Quinn Gnade als Chiffre für das Verlorene, so wird er zu einem Schlüsselbegriff der Literatur. Aber nicht nur im Modus der Abwesenheit, nicht nur im Falle extremer Schuld und Verlorenheit stößt man lesend auf den Begriff „Gnade“. So wird z.B. im jüngst erschienenen Roman „Houwelandt“ (2004) von John von Düffel Gnade als explizit theologischer Begriff zum Leitmotiv einer Familiengeschichte, über die ich im Folgenden nachdenken möchte.

„Houwelandt“ – ein Roman entsteht

¹ Regina Ammicht-Quinn, Aus der Gnade gefallen. J.M. Coetzee’s „Disgrace“ und der ethische „Mehrwert“ des Ästhetischen. In: E. Garhammer/G. Langenhorst (Hg.), Schreiben ist Totenerweckung. Theologie und Literatur, Würzburg 2005, 116-130, hier 126.

² Ebd.

Mit seinem brillanten Erstlingsroman „Vom Wasser“ (1998) hat sich John von Düffel, Jahrgang 1966, einen Namen gemacht. Der Erfolg seines Debüts machte ihm das weitere Schreiben freilich nicht leichter, erwarteten doch Verlag wie Publikum von den Folgeromanen etwas Ähnliches: Geschichten vom Schwimmen, vom Meer, von Familie, von der Liebe.

Auch „Houwelandt“ wurde vom Publikum vornehmlich unter dieser Erwartungshaltung begeistert aufgenommen, zentrale andere Motive des Romans, insbesondere seine religiöse Thematik jedoch – zum Erstaunen des Autors selbst - von der Kritik weitgehend übergangen.³

„Houwelandt“ ist nicht nur als Roman herausfordernd, sondern auch als Gegenstand eines ungewöhnlichen Experiments: Über die Entstehung dieses neuen Romans vom ersten Konzept bis zum Druck ist ein bemerkenswerter Dokumentarfilm entstanden, in dem sich John von Düffel von dem behutsamen Filmemacher Jörg Adolph beim Schreiben, bei Verhandlungen mit dem Verlag, bei Lesungen und natürlich beim Schwimmen zusehen lässt.⁴

In diesem Film gibt er über seine Beziehung zu Religion Auskunft: In atheistischem Elternhaus aufgewachsen, habe er erst im Religionsunterricht Geschichten aus der Bibel kennen gelernt. Neugierig habe er den Verfasser dieses spannenden Buches erfragt. „Martin Luther“ – war die Antwort der irritierten Lehrerin. Die biblischen Geschichten haben ihn schon als Kind zum Schreiben gereizt, erzählt Düffel schmunzelnd. Sein erster „Buchtitel“: „Die Bibel erzählt von John“! Das Thema der Suche nach Glauben und Orientierung beschäftige ihn jedoch bis heute, so Düffel im Gespräch über „Houwelandt“.

Die „Houwelandts“ – eine gnadenlose Familie

Eine wohlhabende Familie, der 80. Geburtstag des Patriarchen steht bevor, seine Ehefrau Esther wünscht eine gelingende Familienfeier ohne Misstöne. Drei Generationen der Familie de Houwelandt werden da aufeinander stoßen: der despotische Jubilar Jorge, den alle anderen fürchten; sein erstgeborener Sohn Thomas, der seinem Vater nie genügen konnte und auch in den Augen seines eigenen, beruflich erfolgreichen Sohnes Christian

³ Z.B. Silja Ukena, Fest des Patriarchen, In: Die Zeit, Literaturbeilage (10/05).

⁴ Jörg Adolph, Houwelandt. Dokumentarfilm, 2005 (Erstausstrahlung am 25.9.2005, 3 sat).

„nach allen bürgerlichen Maßstäben ein Versager war“ (88); und schließlich Christian, der seinen Großvater kaum kennt. Der Alte de Houwelandt hat sich ans Meer an die Costa Blanca zurückgezogen und legt keinerlei Wert auf die von seiner Frau geplante Geburtstagsfeier in Deutschland. Auch Thomas, Vertreter der mittleren Generation, sieht die geplante Feier mit Schrecken, hält er doch „Familienfeiern und Gerichtsverhandlungen (für) gar nicht so verschieden: Alles, was man sage, werde ausschließlich unter dem Gesichtspunkt von „schuldig oder nicht schuldig“ betrachtet.“ (174)

Ein auktorialer Erzähler dieser skizzierten Kernhandlung könnte dem Leser auch leicht seinen Schuldspruch vorschreiben: der lieblose Familientyrann Jorge ist Schuld an der Distanziertheit und Verbitterung innerhalb der Familie Houwelandt, in der es bezeichnenderweise nicht üblich ist, einander zu umarmen. Doch John von Düffel hat sich gegen einen allwissenden Erzähler und für eine multiperspektivische Erzählhaltung entschieden, in der die vier Hauptpersonen abwechselnd zu Wort kommen. Zwar weiß der Autor, dass gerade große Nähe die Sicht auf eine Person verstellen kann, doch öffnet er für die Leser die Sicht auf die Hauptpersonen der Familie, indem er sie in der Wahrnehmung und im Beziehungsgeflecht verschiedener anderer Menschen zeigt. Durch diesen mehrfachen Perspektivenwechsel kann ich als Leserin nicht bei meinen schnellen Urteilen über eine Figur bleiben, sondern übe mich in einem gnädigen Blick auf Menschen und ihr Leben, indem ich meine Sicht verwandeln lasse.

Jorge oder „Wie finde ich einen ungnädigen Gott?“

Die „schroffe, brüskierende Art“ (187) von Jorge etwa, dem asketischen, stolzen Familienoberhaupt, seine kühle Distanz zu seiner Frau Esther, seine gleichgültige, beziehungslose, fast feindselige Haltung zu anderen Menschen erschrecken. Er ist ein Patron, der sich nie entschuldigt, scheinbar gottgleich alles richtig macht und seine Familie tyrannisiert mit einem Anspruch, dem niemand genügen kann. Sein Sohn Thomas hat zeitlebens unter den Ansprüchen des Vaters gelitten und erklärt der Lebensgefährtin von Christian die Besonderheit seines Konfliktes mit dem Vater: „Er war kein Nazi, falls du das meinst... ein Nazi wäre so schön einfach. Aber er hatte seine eigene Diktatur.“ (176)

Im Laufe des Romans entpuppt sich die Härte Jorges zu anderen wie zu sich selbst als religiöser Natur. Aus einem Elternhaus stammend, „in dem man keine Frömmigkeit kannte, verstand (er) nicht einmal, was dieses Wort von ihm wollte. Das einzige, was er verstand, war der Schmerz.“ (162) So gerät er schon als Kind im Klosterinternat in schwere innere Nöte, wenn er sich mit anderen Schülern vergleicht: „Den Frommen dagegen schien vergönnt zu sein, was er selbst durch äußerste Disziplin nicht erreichen konnte. Aus unerfindlichen Gründen befanden sie sich im Stande der Gnade. Ihnen wurde vergeben, was immer sie taten. Anders als er genossen sie eine schier unerschöpfliche Gunst, in der auch die Schwäche Nachsicht fand. Ihnen wurden von Gott und den Patern Fehler verziehen, die Jorge sich niemals verziehen hätte.“ (162f.)

Jorge erfindet seine eigenen Exerzitien, um Gott zu gefallen, schleicht sich nachts aus dem Schlafsaal und hängt sich stundenlang an eine Stange. Schmerz und Disziplin scheinen ihm der einzige Weg zu Gott, den er sich nur als strafenden Gott vorstellen kann. Ausdrücklich verweigert er sich der lutherischen Urfrage nach dem gnädigen Gott: „Er hatte die Idee der Gnade nie verstanden – wie konnte ein gerechter Gott gnädig sein?... Ein gnädiger Gott war in seinen Augen ein verächtlicher Gott.“ (280f.). Vielleicht, so fragt er sich, hat er aber auch nur „kein Talent zu Gott“ (162), doch versucht er auch als alter Mann durch Leistung und Disziplin Gott nahe zu kommen. Sein Tagesablauf ist streng: morgens schwimmt er weit ins Meer hinaus, um nach einem spartanischen Mittagessen einen steilen Berg zu erklimmen und in der dortigen Kapelle Rosenkränze zu beten. Mit diesem strengen Pensum führt Jorge seinen verschwiegenen Kampf gegen den Schmerz in seinem Körper und gegen die Leere in seinem Inneren. „Jorge war entschlossen, den Gedanken an das Ende zu bekämpfen, wo er ihn traf, jeden Anflug von Erschöpfung oder Kapitulation.“ (44)

Jorges Element aber ist das Meer, das Schwimmen sein eigentliches Gebet: „Er schwamm, um Gott in allen Dingen nahe zu sein. Und nirgendwo spürte er seine Nähe so deutlich wie in diesem... Element. Kein Anblick, keine Berührung, keine Stille erfüllte ihn mit größerer Dankbarkeit.“ (150) „Es empfing ihn Tag für Tag mit gleich bleibender Gnade. Im Angesicht des Meeres am Morgen fand Jorge Vergebung für seinen Mangel an Begabung.

Hier und jetzt musste er die Tiefe nicht suchen, sie war wie die See einfach und unsagbar da, trug ihn, hob ihn und nahm ihn aus der Welt.“ (151)

Das Schwimmen führt Jorge am Ende seines Lebens aus der Lieblosigkeit seiner Beziehungen. Während er seine eigenen Kinder mit Härte und durch Angst erzogen hatte, will er einem Mulattenjungen des spanischen Dorfes behutsam das Schwimmen beibringen. Ihn vermag er als einzigen zu lieben. Im eisernen Willen des Jungen erkennt Jorge sich selbst und ihm will er „beweisen, wie gnädig selbst die Tiefe war.“ (154)

John von Düffel erzählt den Tod des alten Mannes als „Geschichte eines langen Abschieds von einem Unbekannten“ (311). Bis zuletzt ringt der einsame alte Mann mit dem Bild, das er sich von Gott macht: „Und wenn Er kein Erbarmen mit ihm, mit dem Tapferen hatte, wenn Er ein Gott der Schwachen und Gebeugten war, dann war Er sein Gott nicht, dann wollte Jorge keine Gnade. Und ihn für seine Zartheit, für seine Verwundbarkeit zu lieben, war es zu spät.“ (294) Der jesuanische Gedanke der Gnade für den Sünder ist Jorge nur eine schwache Hoffnung: „Bei den Predigten, die er sich selber hielt, beschwor er Tag für Tag die Parabeln der Sünder, der Fehlgehenden und Gefallenen, die Gottes Gnade fanden zu guter Letzt. Doch seine Worte blieben ohne Überzeugung und brachten weder Trost noch Erleichterung.“ (291)

Thomas oder ein gnadenloser Versager

Das Leben von Jorges erstgeborenem Sohn Thomas, inzwischen ein Mann Anfang 50, liest sich im Schatten des übermächtigen Vaters als eine Geschichte des Scheiterns. Thomas' skrupulöser Perfektionismus, die Ansprüche des Vaters spiegelnd, hat ihn daran gehindert, je etwas im Leben zu vollenden. Eine abgebrochene Promotion, kein „ordentlicher Beruf“, eine gescheiterte Ehe: das Leben dieses „in Ungnade gefallenen“ (114) Sohnes ist alles andere als eine Erfolgsgeschichte. Ständig muss er sich entschuldigen für alles Misslungene, auch vor seinem eigenen, inzwischen erwachsenen Sohn Christian, der die Schwäche des Vaters kaum erträgt: „Schon als Kind hatte Christian an seiner Seite diese unerklärliche Traurigkeit gespürt, ihr Gewicht und den bleiernen Bann ihrer Unveränderlichkeit.“ (142)

Thomas war als Hausmann verantwortlich für die Erziehung seines Sohnes, und sein wichtigster Grundsatz dabei war, Christian vor der Unbarmherzigkeit des Großvaters zu schützen. Thomas ist sich sicher, wenigstens dieses richtig gemacht zu haben: „Wenn er an seine Zeit mit Christian dachte, hatte er auf einmal nicht mehr das Gefühl, ein anderer sein zu müssen.“ (183)

Die anstehende Familienfeier wird für Thomas Anlass zur Reflexion seiner Vater- und seiner Sohnesbeziehung, bittet ihn doch Esther, die Festrede auf Jorge zu halten. Thomas will keinesfalls „Komplize ihres Selbstbetrugs“ (112) sein und „Jorges Lieblingsversion der Vergangenheit nachplappern“ (112), sondern fühlt sich seinem Sohn gegenüber zur Wahrheit verpflichtet, gerade „nachdem ihm der Alte seit jeher das Recht auf eine eigene Meinung oder gar ‚Wahrheit‘ abgesprochen hatte.“ (111). Christian soll seinen unbekanntem Großvater, dem er besonders ähnlich sieht, nun endlich kennen lernen. Thomas verfasst einen „festrednerischen Amoklauf“ (110), schreibt sich frei von alle den Ängsten und Grausamkeiten, die er in der despotischen Erziehung seines Vaters erleiden musste. Es wird ein Text, geschrieben für und gerichtet an den Sohn Christian, aber als Festrede nicht nur durch seine Länge missraten.

Christian oder die Option für das Leben

So ist es Christian, der einmal mehr für seinen Vater einspringen muss, und zunächst widerwillig die Festrede übernimmt. Christian steht gerade an einem Wendepunkt seines Lebens. Zu Beginn des Romans eröffnet er seiner zögernden Lebensgefährtin, dass er sich ein Kind mit ihr wünscht, zweifelt aber später an seiner Fähigkeit, ein guter Vater zu sein. Doch der berufliche Erfolg allein genügt ihm nicht mehr, er will mehr Sinn in seinem Leben und fühlt sich „zum Leben konvertiert.“ (140) Am liebsten wäre ihm eine Tochter, damit die Kette der Vater-Sohn-Konflikte unterbrochen wird und statt der Wiederholung alter Muster Neues möglich wird.

Seinen Vater nimmt Christian mit Houwlandtscher Härte wahr: die Lebensuntüchtigkeit, Unzuverlässigkeit und Schwäche seines Vaters lösen in Christian „eine Mischung aus Scham und Schuldgefühlen“ (138) aus und bringen ihn zu der harten Aussage: „Er hasste seinen Vater nicht. Er hasste

es nur sein Sohn zu sein.“ (141) „Er hasste es nur, immerzu Verständnis für ihn haben zu müssen.“ (138).

Als die Ehe seiner Eltern zu zerbrechen begann, hatte sich Christian schon als Kind dem Vater verantwortlich gefühlt, war ihm hinterhergelaufen auf seinen verzweifelten Streifzügen durch den Stadtpark. Als Erwachsener grenzt Christian sich scharf von seinem Vater ab: „Er hatte Angst vor der Bodenlosigkeit seiner Trauer. Er wollte da nicht mit hinein-, nicht mit hinuntergezogen werden. Er wollte atmen. Christian dachte nicht an die Möglichkeit des Versagens, sondern vertraute seit jeher fest und mit zusammengebissenen Zähnen auf sich selbst. Es gab ja sonst niemand.“ (142)

Christian ist selbst überrascht von dem Gefühl der Zugehörigkeit zu seiner Familie, das er empfindet, als er sich auf die Suche nach seinem Großvater macht. Der strenge, ferne Großvater hatte für den religiös indifferent erzogenen Enkel gottgleiche Züge angenommen: „Es gehe vermutlich vielen Kindern so, dass sie sich Gott als eine Art Großvater vorstellten und ihren Großvater als eine Art Gott. Schuld daran sei oft nicht mehr als nur ein weißer Rauschbart. Doch zwischen seinem Großvater und Gott habe es einige sehr auffällige Ähnlichkeiten gegeben: Beide waren sie die meiste Zeit unsichtbar und doch immer da. Beide sahen sie alles. Und vor beiden hatten die Erwachsenen Angst.“ (305)

In seiner Trauerrede nach Jorges Tod formuliert Christian den Verlust, den er empfindet, als Verlust einer alternativen Möglichkeit: „Es gab plötzlich keine Möglichkeit mehr, auf diesen strengen, unerbittlichen Mann zuzugehen, ihm die Hand zu schütteln und zu Gott zu sagen, ich habe keine Angst vor dir.“ (313) Ob er diese Sätze aussprechen soll, weiß Christian auch in den Minuten vor der geplanten Rede noch nicht, und der Leser wird auch nicht erfahren, ob die Rede jemals gehalten wird. Doch ein Blick auf seinen Vater lässt Christian plötzlich spüren, was er diesem vermeintlichen Schwächling verdankt: „Was er auch tat, sein Vater würde es gutheißen, ihn verteidigen, seine Partei ergreifen. Er konnte schweigen oder reden, er konnte sagen, was er wollte, bleiben oder gehen – sein Vater würde ihm alles verzeihen, weil er ihn liebte. Und er, Christian, liebte ihn auch.“ (315)

Vom Gott der Alten zum Gott der Jungen

Den Roman „Houwelandt“ kann man also nicht nur als Familiengeschichte lesen, sondern auch als Chiffre für die – allesamt männlich geprägten - Gottesbilder verschiedener Generationen. Der strenge Richtergott des Patriarchen Jorge wird abgelöst vom Bild des un-bedingt liebenden Vaters, wie ihn Christian am Ende in seinem eigenen Vater erkennt. Thomas glaubt, so von Düffel im vorsichtigen Konjunktiv, dass er zumindest eines richtig gemacht habe: „Er habe seinen Sohn immer für das geliebt, was er war.“ (182) Und Christian wird diese Erkenntnis womöglich weiter geben an seine eigenen Kinder.

Bezeichnenderweise wird dieser Paradigmenwechsel im Gottesbild aber nicht schwarz-weiß gezeichnet, vielmehr erfährt Christian die fehlende Beziehung zu seinem Großvater-Gott angstfrei und auch als Verlust. Er erinnert sich zurück: „Glaube habe bei ihnen zu Hause kaum eine Rolle gespielt. Von Gott und seinem Großvater sei in seiner Gegenwart so gut wie nie die Rede gewesen. Dennoch habe er sich, wenn er nachts nicht einschlafen konnte, oft bei dem Gedanken ertappt, ob das, was er am Tag getan habe und was er morgen tun wolle, wohl Gott und seinem Großvater gefalle. Meist habe er dann sehr gut geschlafen.“ (305)

Esther – die Gnade ist weiblich

Auch wenn im Zentrum des Romans Vater-Sohn-Konflikte und das Abarbeiten an männlich geprägten Gottesbildern steht, setzen die eigentliche Handlung die starken Frauenfiguren des Romans in Gang, die in jeweils für ihre Generation typischen Bedingungen leben: Esther, die Ehefrau Jorges; Beate, unabhängig lebende Lehrerin und von Thomas geschieden; Ricarda, Karrierefrau und Lebensgefährtin von Christian.

Esther weiß, „dass sich bei den de Houwelandts nichts bewegen würde, wenn sie nicht dafür sorgte“ (30), und organisiert deshalb eine Geburtstagsfeier für ihren Mann. Es geht ihr nicht um Fassade und heuchlerische Versöhnung, sondern um Gestaltung von Beziehung und Familie, wenigstens ohne Feindseligkeit und totale Distanz. Sie, vereinsamt an der Seite ihres Mannes, leidet unter seiner Beziehungslosigkeit: „Sie brauchte Gespräche, Gelächter und Nähe. Sie wollte teilhaben am Leben anderer und andere an ihrem Leben teilhaben lassen, auch wenn Jorge das

als Schwäche ansah. Esther brauchte Menschen und war bereit, sich mit denen zu arrangieren, die sie vorfand.“ (34)

Esther kann sich auch mit Jorge arrangieren und bringt selbst für ihren missratenen Sohn Thomas, den sie immer wieder finanziell unterstützen muss, Verständnis und mütterliches Erbarmen auf. Dieses mütterliche Erbarmen scheint auf als Gegenentwurf zu den Vaterrollen in der Familie. Es ist theologisch bedeutsam, dass schon im AT der Begriff der „Gnade“ vorkommt als hebräischer Ausdruck für eben dieses „mütterliche Erbarmen“. „Gnade“ beschreibt „im AT keine Sache, sondern ein besonderes Beziehungsverhalten (...). Wird das Wort ‚Gnade‘ auf die Beziehung Gottes zum Menschen angewandt, so kennzeichnet es diese Beziehung als eine wohlwollende, von Liebe und Zuneigung geprägte, die dauerhaft und verlässlich ist... Wer sich dieser wohlwollenden Zuwendung und Nähe Gottes öffnet, der erfährt sich als zutiefst angenommen und bejaht, selbst in Zeiten der Not, der Schuld und des Versagens.“⁵

Um diese Gnade der Bejahung von Existenz geht es eigentlich im Roman von John von Düffel. Auch als alte Frau hat Esther die Hoffnung auf gelingende Beziehung nicht aufgegeben, doch ihre Pläne werden durchkreuzt, ihr Mann liegt im Sterben. Sie kehrt zu ihm nach Spanien zurück, begleitet vom Enkelsohn Christian, der sich auf die Suche nach seinem Großvater macht. Die geplante Geburtstagsfeier wird zur Abschiedsfeier von dem Mann, der die Geschichte der Familie Houwelandt geprägt hat.

Für Esther bleiben im Rückblick auf die Vergangenheit widerstrebende Empfindungen. Zum einen tritt sie in Distanz zur eigenen, von ihrem Mann bestimmten Biographie. Bei der Rückkehr in die Heimatstadt fühlt sie diese Entfremdung: „Die Gegend schien ihr vertrauter als der Mensch, dessen Leben sie hier gelebt hatte.“ (128) Zum anderen sinnt sie – im Konjunktiv der Vergangenheit – den Möglichkeiten nach, die Jorge und damit auch sie gehabt hätten: „Hätte Jorge dieselbe Zärtlichkeit, die er für diese Pflanze empfand, auch seinen Nächsten entgegenbringen können, er wäre der liebenswürdigste Mensch gewesen. Aber er konnte nicht.“ (53)

⁵ Hanneliese Steichele, Gnade. In: Ulrike Bechmann/Monika Fander (Hg.), Grundbegriffe zum Alten und Neuen Testament, München 2003, 124.

Familiengeschichten - Gnade in Beziehung

John von Düffels Roman spielt das Thema der „Gnade“ durch nicht allein bezogen auf ein einzelnes Individuum, sondern als generationen-übergreifende Familiengeschichte. Wie Schuld sich in Beziehungen ereignet und über Generationen weiterwirken kann, so auch die Gnade. Düffel geht es in seinem Roman nicht um den Extremfall von Schuldverstrickung, sondern um ihren „Normalfall“ im Geflecht einer Familie.

Thomas hatte sich beim Lesen der mathematischen Dissertation seines Vaters über das Mengenparadoxon von Bertrand Russell gefragt, ob sich das Problem der Selbstreferentialität mathematischer Größen auch auf seine Familie übertragen lasse, ob es also „eine Art Familiennenner, eine alle Variationen und Generationen umfassende Matrix (gebe), in der unsere Einzelexistenzen mit ihren Abweichungen und Übereinstimmungen enthalten sind.“ (92f.) Die Suche nach Gnade und Angenommensein scheint eine solche Matrix zu bieten und sei es im Modus der Abwesenheit von Gnade. Der Konjunktiv Irrealis ist Esthers Sprechhaltung, wenn sie sich angesichts von Thomas' unerwartetem Entgegenkommen vorstellt: „Es hätte schon immer so sein können, so... familiär“ (191)

John von Düffel ist weit davon entfernt, ein plattes Happy End zu konstruieren, sondern entlässt die Leserin mit einer Rede, die durchweg im Konjunktiv steht und noch nicht gehalten ist. Ob sie gehalten werden wird, steht noch aus. Ob die de Houwelandts „Gnade finden werden zuletzt“, bleibt offen.

Regina Ammicht-Quinn hatte – wie eingangs zitiert – die anthropologische Übersetzung des Begriffs Gnade, wie wir ihn literarisch vorfinden, beschrieben als das Bewusstsein dessen, dass etwas gut sein und gut werden könnte. Womöglich ist auch theologisch gedacht Gnade bereits präsent in diesem Bewusstsein des Konjunktivs, in diesem Sinn für die – vergangenen und zukünftigen - Möglichkeiten des Gelingens.

Beitrag erschienen in: Margit Eckholt/Sabine Pemsel-Maier (Hg.), Räume der Gnade. Interkulturelle Perspektiven auf die christliche Erlösungsbotschaft (Ostfildern 2006); S. 162-172

*Dr. Annegret Langenhorst, geb. Grünewald
geb. 1966, Studium der kath. Theologie, Germanistik und Hispanistik in Würzburg und Salamanca; Promotion über „Der Gott der Europäer und die Geschichte(n) der Anderen. Die Christianisierung Amerikas in der hispanoamerikanischen Literatur der Gegenwart; Studienrätin am Hans-Sachs-Gymnasium Nürnberg; Interessensschwerpunkte: Theologie und Literatur sowie Religionspädagogik; lebt mit ihrem Mann und zwei Kindern bei Nürnberg.*